

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 222.

Montag, 23. September.

1929.

(12. Fortsetzung.)

Der neue Inspektor.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Robert Misch.

Platen zuckte schweigend die Achseln.
„Das ist mein Geheimnis.“

Na also, das scheint es ja zu sein, dachte der Alte; und plötzlich kam ihm wieder eine Idee. Maltenitz hatte jahrelang einen verheirateten Inspektor gehabt, der schließlich dort gestorben war. So einer war seghaft. Und da es mit seinem Sohne nichts war, er immer älter wurde, die Arbeiten und Geschäfte immer größer, Platen aber wirklich ungewöhnlich tüchtig war, so konnte man den Inspektor vielleicht auf diese Weise dauernd fesseln.

„Na, nu hören Sie mal zu, lieber Platen! Ein Vorschlag zur Güte! Mir ist da unter der Hand Beulwitz billig angeboten worden. Graf Lettenbach braucht Geld; wahrscheinlich hat sein Ältester bei den Gardehusaren Spielschulden gemacht. . . . Heiraten Sie Ihre Braut. . . . Ich setze Sie dann auf Beulwitz hin. . . . Ihre Frau — hoffentlich ist sie vom Lande — übernimmt die Milchwirtschaft und das Geflügel. Ich bezahle Sie glänzend. . . . Was meinen Sie zu der Idee?“

Platen schaute ihn groß an. Nun war er so deutlich geworden und der Alte verstand ihn noch immer nicht. So mußte er ihn denn mit der Nase darauf stoßen.

„Sie sind sehr gütig, Herr Ökonomierat. Aber Sie irren sich — ich habe keine Braut irgendwo sitzen.“

„Aber ein Frauenzimmer steht doch dahinter?“

Platen stellte sich sehr verlegen, dann sagte er leise:
„Das will ich nicht leugnen. Aber gerade deshalb.“

„Das verstehe ich nicht! Oder, Herr — in drei Teufelsnamen — Sie, na nu wird's Tag — Sie haben sich doch nicht etwa in meine Tochter verliebt. . . .“

„Herr Ökonomierat, das — das ist mein Geheimnis!“

Die Phrase erschien ihm sehr passend, darum wiederholte er sie zum zweiten Male.

Der Alte sprang wütend auf. Solche Frechheit! Das war doch stark!

„Ach was — Ihr Geheimnis! Sie sind verrückt! Sie haben sich doch nicht etwa unterstanden, meiner Tochter zu sagen. . . .“

„Herr Ökonomierat“, sagte Platen feierlich und blickte ihn dabei so offen und treuherzig an, als sei kein Falch in ihm, „ich weiß, daß ich ein armer Teufel bin — das heißt, einiges Vermögen habe ich ja. Aber wie würde ich mich unterstehen. . . . Ich hätte dies Geheimnis still in mir vergraben, wäre still und ruhig meines Weges gegangen. Sie haben mich gezwungen, Ihnen. . . . Ich bitte, sagen Sie kein Wort des Vorwurfs, das verdiane ich nicht! Was kann der Mensch für die Liebe! Ich werde gehen und damit ist die Sache abgetan, tot und begraben. Ihre Tochter wird nie erfahren. . . .“

Der Ökonomierat sank beruhigt auf seinen Stuhl zurück. Dann paßte er nachdenklich und schweigsam vor sich hin. Eine ganz verfluchte Geschichte! Schon einmal hatte er einen Inspektor deshalb fortgeschicken müssen.

„Gut, gut! Ihre Gefühle gehen mich natürlich gar nichts an, da haben Sie recht! Und Sie scheinen sich ja auch ganz vernünftig benommen zu haben. — Nu will ich Ihnen mal was sagen: Haben Sie so lange aus-

gehalten, dann können Sie auch noch ein paar Tage oder Wochen hierbleiben, bis der Winter kommt oder ich 'nen neuen Inspektor habe. Natürlich will ich Sie dann nicht länger halten. — Aber das bitte ich mir aus: Merken darf meine Tochter nichts. Sie können gehen, sobald ich Sie entbehren kann. Und jetzt reiten Sie, bitte, nach dem Vorwerk hinaus!“

Er gab ihm seine Aufträge, als ob nichts geschehen sei. Platen zog sich etwas verwirrt zurück. Hatte er nun klug oder dumm gehandelt? Er wußte es selbst nicht.

Vom Schwager aus Berlin war die erwartete Antwort eingetroffen. Er sei mit seiner Frau ernstlich zu Räte gegangen, was in diesem Falle zu tun sei, ob er in die väterliche Gewalt eingreifen dürfe. Aber Fritz sei kein Knabe mehr und fest entschlossen, nicht wieder nach Treßin zurückzukehren, eher einen Gewaltstreich zu begehen. Er räte seinem Schwager dringend ab, dies erzwingen zu wollen. Er solle den Jungen ruhig unter seiner Obhut lassen, denn Fritz scheine wirklich sehr begabt, lernbegierig und willig. Seine Kenntnisse seien zwar lückenhaft, aber vielseitig — er müsse viel gelesen und gedacht haben. Bis Prima sei er ja übrigens gekommen.

„In anderthalb bis zwei Jahren hoffe ich“, schrieb der Professor weiter, „ihn durch privaten Unterricht, den ich und einige Freunde ihm erteilen werden, zur Matura vorzubereiten. Wenn er dann mit 21 Jahren die Universität bezieht, so ist das früh genug. Was er studieren will, wird sich finden. Er hat künstlerische, ästhetische Neigungen, aber auch Liebe zur Wissenschaft und zur Erkenntnis. Meines Erachtens nach kann er mal als Literatur- oder Kunsthistoriker etwas Tüchtiges, vielleicht Bedeutendes werden. Und da er nicht auf Broterwerb angewiesen ist — denn ich nehme an, Du wirst Dich eines Tages mit dem Beruf Deines Sohnes ausöhnen, sobald er Dir gezeigt hat, daß es nicht nur kindische Laune ist, die ihn forttrieb. Nach meiner Meinung hast Du ihn viel zu streng behandelt.“

Was die materielle Frage betrifft, so will ich gern die Studienkosten tragen und auch ferner alle Pflichten übernehmen, so lange Du Dich nicht auf die deinen befinnst. Da wir keine Kinder haben, und ich nur ganz entfernte wohlhabende Verwandte, so war dem Jungen doch ein Teil unseres Vermögens zugebracht; und so spielt das kein Hindernis. . . .“

Der Ökonomierat erwiderte kurz, daß er dabei beharren müsse: der Junge, der sich der väterlichen Gewalt gegen seinen Willen entzogen, existiere vorläufig nicht mehr für ihn. Was später würde, könne er jetzt noch nicht sagen. Darauf kam eine kurze Antwort, es sei gut. Fritzens Unterricht hätte bereits begonnen.

Der Inspektor war also geblieben, erfüllte seine Pflicht und mehr als das. So oft als möglich mied er die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, hielt sich überhaupt in jeder Beziehung reserviert.

Der junge Mann benahm sich wirklich recht anständig, das mußte der Ökonomierat selbst eingestehen. Er beobachtete die beiden genau, aber Lisbeth schien

wirklich keine Ahnung zu haben. Nie sah er sie beisammen, nie miteinander sprechen.

Bis zum Winter wollte er Platen auf jeden Fall behalten; dann konnte er gehen. Bis dahin mußte er einen neuen Inspektor haben. Denn wenn er Beulwitz kaufte, war das unbedingt nötig. Freilich, einen solchen Landwirt, der noch dazu so ausgezeichnet mit den Leuten umzugehen verstand, den bekam er nicht so leicht wieder.

Der Ökonomierat ritt einige Tage später an einem schönen, klaren Herbstmorgen nach der Ziegelei hinaus, während er sich solche Gedanken wieder durch den Kopf gehen ließ.

Lisbeth sollte überhaupt nicht heiraten. Er brauchte sie nötig, und er wollte kein Mitgift geben. Er wußte momentan nicht einmal, woher er die geforderte Anzahlung von dreißig- bis vierzigtausend Mark für Beulwitz nehmen sollte. Er hatte viel Geld in die Brennerei und die Ziegelei gesteckt und neue Maschinen angeschafft.

Es war eigentlich ein Unsinn, daß er sich diese Last auch noch auflud, da Fritz die Güter doch nicht bewirtschaften würde. Nach seinem Tode würden seine Kinder doch alles verkaufen, was er zusammengescharrt hatte.

Aber Beulwitz wurde ihm billig angeboten, Lettenbach wollte wohl keinen neuen Nachbar haben. Es grenzte an sein Vorwerk, hatte prachtvollen Boden und eine Lonerde, die er für seine Ziegelei gebrauchen konnte. Und dann hatte er nun mal den „Landhunger“.

Plötzlich zog er mit einem Ruck die Zügel an, daß der Gaul den Kopf hochwarf und stehenblieb. Ihm war da plötzlich eine Idee gekommen, eine ganz verrückte, über die er selbst lachen mußte — und er lachte auch dröhnend, daß der Braune die Ohren spitzte.

Wenn der Inspektor sein Schwiegersohn wurde, dann brauchte ja Lisbeth gar nicht von ihm fortzugehen und der Inspektor auch nicht. Alles blieb, wie es gewesen war. Sie würden zusammen wohnen und gemeinschaftlich speisen wie bisher. Und der Inspektor bekam natürlich kein Gehalt mehr als sein Schwiegersohn, höchstens ein Taschengeld. Und was das Schönste war, er brauchte keine Mitgift zu geben, nicht mal eine Aussteuer, da kein Haushalt neu einzurichten war.

Und — Donnerwetter — noch eine Idee! Platen hatte ja etwas Vermögen, dreißig- bis vierzigtausend Mark nach seiner eigenen Angabe.

Die mußte er als Anzahlung auf Beulwitz hergeben, als unkündbare Hypothek auf das Gut. — Donnerwetter, das wäre ein Spaß! Dann bekam ja gewissermaßen er selbst die Mitgift von seinem Schwiegersohn ausgezahlt. Hell auf lachte er bei dem Gedanken.

Aber es ging doch nicht. Eine solche Partie . . . Doch weshalb eigentlich nicht? Alles klappte so vorzüglich. Wenn dann Kinder kamen, ein Junge, dann war doch ein Erbe für das Gut da. Schließlich — Platen stammte aus einer anständigen Familie, hatte studiert. Er selbst war ja auch nur ein kleiner Anfänger gewesen mit einem kleinen Kapital.

Je mehr er sich die Sache überlegte, je annehmbarer erschien sie ihm. Wenn Lisbeth Platen heiratete, hatte er sie beide fest im Zügel. Abtreten würde er ihnen natürlich nichts, das wäre Bedingung. Er hatte kein Talent zum König Lear. Sie müßten warten, bis er tot war. Und das würde hoffentlich noch dreißig Jahre dauern. So lange mußten sie bei ihm bleiben, durften nicht müssen, sich nicht auflehnen, da sie kein Geld hatten und ihn beerben wollten.

Lisbeth war ja bisher ein ganz folgsames, gehorames Kind gewesen. Aber das böse Beispiel von Fritz . . . Wenn sie sich nun eines Tages — je älter sie wurde, je leichter konnte das passieren — in irgend-einen armen Schlucker, einen Künstler oder Assessor, verliebte, dem die fette Erbschaft, auch wenn er darauf warten mußte, in die Augen stach. Er hatte genug Mühe gehabt, es bisher zu verhindern.

In wenigen Jahren brauchte sie keine Einwilligung nicht mehr. Den Vater hoffte man dann später zu ver-

jöhnen, wenn erst Kinder kämen. Dann hatte er das Nachsehen, konnte hier auf seine alten Tage allein haufen und Geld hergeben, wenn sich die Not einstellte. Denn Verschwenker waren sie ja alle, diese jungen Leute.

Alles das wurde dann vermieden. Aber am meisten imponierte ihm doch die Idee mit der umgekehrten Mitgift.

Donnerwetter, wenn er das zustande brächte — anders gäbe er sie ihm einfach nicht —, das wäre ein Meisterstreich, den ihm einer nachmachen sollte!

In tiefe Gedanken verloren gab er seinem Gaul, der noch immer stillstand, Schenkelschub und ritt zur Ziegelei.

Als vorsichtiger Mann, der er in allen geschäftlichen Dingen war — und eine Heirat war in seinen Augen ein Geschäft wie ein anderes —, zog der Ökonomierat zunächst Erkundigungen über Platen, über seine Familie und Vermögensverhältnisse ein.

Sie bestätigten alles, was ihm der junge Mann so nach und nach von sich erzählt hatte. „Gute Königsberger Familie — Vater Fabrikant, vor zehn Jahren gestorben, Mutter bald darauf, — sonst keine näheren Verwandten vorhanden.“

Ein „beträchtliches“ Vermögen sei hinterblieben, meldete die eine Auskunft, während die andere nur von „guten Verhältnissen“ berichtete, in denen der Erbe zurückgeblieben. Genauer sei nach so langer Zeit darüber nicht mehr zu ermitteln.

Nun, jedenfalls stimmte wohl eher die zweite Auskunft. Sonst hätte sich der junge Herr wohl schon längst selbständig gemacht. Mit seinem kleinen Vermögen konnte er freilich heutzutage nicht viel anfangen; die Hypotheken hätten ihm alles weggefressen.

Gerade so einen Schwiegersohn, der von ihm abhängig war, brauchte er aber. Und er war jetzt festentschlossen, die Sache ins reine zu bringen. Aber vorsichtig — und alles mußte schriftlich abgemacht werden, damit er ihn ganz fest hatte. (Fortf. folgt.)

Kehraus auf dem Land.

Von Serena Flohr.

Man hatte den Sommer mit seinen verschwenderischen Herrlichkeiten, seinen Vorzügen und Launen durchlebt. Man hatte prächtige Sonnentage genossen und trübe Regentage überstanden, man hatte sich ausgeruht, erholt, gekräftigt, man war rot oder braun geworden und hatte, je nach Wunsch zu- oder abgenommen. Man war faul im Grase gelegen oder war auf alle möglichen Gipfel gestiegen, war unzählige Male durch den See zur grünen Halbinsel hinübergeschwommen, und hatte im Liegestuhl die Bücher gelesen, die man gerade kennen mußte. Die Kinder hatten gespielt, getollt, geturnt, die größere männliche und weibliche Jugend hatte mit- sammen Sport getrieben und, wenn gerade Zeit übrig blieb, auch ein bißchen geslirtet. Die Erwachsenen hatten unter schattigen Bäumen Bridge gespielt und mit sanftem, liebenswürdigem, nur ein ganz klein wenig boshaftem Lächeln interessanten Klatsch weitererzählt, und die Alten — ach, nein, ich vergaß, alte Leute gibt es ja heutzutage nicht mehr!

Ja, — das alles hatte man getan, des Zeitvertreibs, der Gesundheit, der Mode wegen, — wochenlang. Man war sündhaft denkfaul, schob alles, was nur ein bißchen nach Unannehmlichkeit aussah, weit von sich, las die Zeitung bloß ganz oberflächlich, schrieb wenige Worte auf Ansichtskarten als Antwort auf lange Briefe und dachte an die Stadt, wie an etwas unendlich Fernes, das einen gar nichts angeht, zu dem man gar keine Beziehungen hat.

Aber dann wurden die Tage kühler und kürzer, die Abende brachen früher herein und vor dem Fenster stand eine erbarmungslos dunkle Nacht. Man schaute hinaus und erinnerte sich mit einem Male der hellerleuchteten Straßen in der Stadt mit den lodenden und werbenden Schaufenstern der großen Kaufhäuser, und die eigene Wohnung, die man zu Beginn des Sommers so gerne verlassen hatte, erstand vor einem in all ihrer Behaglichkeit, so daß man fast eine leise Sehnsucht nach ihr verspürte.

Trotzdem fiel das Abschiednehmen von Wasser, Wiese, Feld, Wald und Berg, von Lust und Weite schwer. Man winkte und grüßte zurück aus dem Wagen, der einen zur

Bahn bringen sollte, man hielt Riesensträucher der lustigen Blumen aus den kleinen Bauerngärten vor sich auf dem Schoß, man ermahnte die Kinder, stille zu sitzen, und würgte den winselnden Hund mit dem Halsband und warf zuletzt noch einen wehmütigen Blick auf das kleine, spitzgiebelige Haus, in dem man gewohnt, wo man in kurzen Betten auf mächtigen Federkissen geschlafen und auf dessen braunem Holzbalkon, mitten zwischen roten Geranien, vielfarbigen Petunien und süßduftenden Hängenecken man ohne Hast Kaffee getrunken und dazu dicke Butterbrötter mit goldgelbem Sonig gegessen hatte.

Vorbei mit dieser Idolle, — eilig und drängend rief die Stadt! Schule, Amt, Kanzlei, Geschäft, Haushalt warteten, es galt, wieder flink und rasch zu sein, im Denken, im Tun, im Atemholen, in allem.

Die weil am Lande Ruhe und Stille einzogen. Auch oben am See war es ganz anders geworden. Nur einige Nachzügler waren noch gekommen. Der Professor, der, müde von sommerlichen Kongressfahrten, mit seiner bescheidenen, unscheinbaren Frau ein paar Tage ohne Menschen leben wollte, oder ein halbtotgekehrter Redakteur eines großen Blattes, der wenigstens für eine kurze Spanne Zeit hier unauffindbar zu bleiben hoffte, oder die Erzieherin in einem kinderreichen Haus, die ein bißchen Urlaub bekommen hatte, um sich von den Anstrengungen eines Familienaufenthaltes am Meer erholen zu können. Diese späten Gäste verlangten wenig von der Natur und taten ihr nichts. Sie sahen schweigend zu, wie die Blätter der Laubbäume sich bunt färbten und das mandelgrüne Schilf im Wasser gelb wurde. Und wenn der Professor von fern am Ufer stand, während der Redakteur im schmalen Boot durch das Seerosengelände in einen Seitenarm des Sees hineinruderte, und das Fräulein, froh, endlich einmal ohne Angst sein zu können, daß nicht einer ihrer Zöglinge ertrank, durch die glatte Wasseroberfläche schwamm, waren keinerlei störende Beziehungen zwischen diesen Menschen. Mächtig allerdings, daß das Fräulein lieber mit dem Redakteur plaudernd im Boot gesessen wäre, als im jetzt schon ziemlich kalten Wasser zu baden, aber das hätte doch niemand mit Bestimmtheit behaupten können.

Bis eines Tages auch diese letzten Gäste abreisten, so still, wie sie gekommen waren, ohne Winken und Rufen und Hüteschwenken.

Dann wurden die Fische, die unter den Tannen gestanden, fortgetragen, das geküstete Bettzeug der Fremdenzimmer wurde verräumt, man zog die kleinen Schiffe aus Land und sperrte die Badehütten ab.

Der See war klar und ruhig, er war glatt und glänzend geworden wie Seide, und morgens lag ein heller, sarter Nebel über ihm. Krebs und Teichmuschel und die flinken, kleinen Fische, alle atmeten sie erleichtert auf. Nun gehörte er wieder ihnen allein, — ihr See!

In den Bauerngärten blühten die letzten Herbstblumen, die roten, weißen, gelben, violetten Astern, und auf dem Anger unter der großen, gelbgewordenen Linde spielte die Dorfjugend die Spiele, die sie von den Stadtkindern gelernt hatte.

Damenregatta.

Von Eva Leidmann.

Jeder Segler wird bestätigen, daß Segeln der interessanteste, der vornehmste, der männlichste Sport ist. Vor allen Dingen der männlichste, weil der Mann auf seiner Yacht Herr im Haus ist, während er im Haus nicht unbedingt das Steuer lenkt und gegen den Wind segelt. Mehr oder weniger sind die Damen beim Segeln nur Luxuspflanzen oder aber sie müssen niedrige Dienste verrichten: Messing putzen, Geschirr spülen, vielleicht kochen, aber dies selten, — ab und zu dürfen sie dann auch Bindfaden aufwickeln und bei „Alar zur Wende“ die Godschot lösen. Bei „Fender raus“ müssen sie springen. Kurz und gut, ich spreche aus Erfahrung, wir Frauen werden geschwiebelt.

Die allbewährte und nicht zu verachtende männliche Kraft feiert beim Segelsport Triumphe.

Der Vorstand unserer Seglerveruneinigung hatte in einer Anwandlung männlicher Größe, und nachdem ihn seine kleine Frau wochenlang in der Stille laut damit gequält hatte, die Zusage zu einer Damenregatta gegeben.

Nun ja, Damenregatta ist vielleicht und eigentlich und bei Licht betrachtet zu viel gesagt. Denn die Herren waren dabei und sie sollten uns von der nautischen Seite kennen lernen. Freilich durften sie uns mal einen Tip geben, warum auch nicht (wir geben ihnen das ganze Jahr nichts als Tips) von wegen „an den Wind“ und „abfallen“ und uns auch eine „Chance“ andeuten.

Aber es blieb ja nicht beim Tip. Da konnte man die Männer so recht kennen lernen, wie leicht sie den Kopf verlieren. Wenn aus Versehen mal die „Feten“ ein bißchen flatterten, saßen sich meine beiden Bootsfleute an den Kopf, als ob weiß Gott was passiert wäre. Kleinlich bis in die letzten Falten! „Schon wieder was verkehrt, es ist zum Kinder kriegen.“ Ja, solch weibliche Instinkte haben die Männer.

Der Bräutigam meiner Freundin erst! Na, die Verlobung ging ja auch nach der Preisverteilung gleich auseinander. Dieser Herr war derartig unfein, daß er seinem Fräulein Braut das Steuer aus der Hand riß, wenngleich dies streng verboten und die Fahrerin dann nicht mehr konkurrenzfähig war.

Dabei war meine Freundin vollständig im Recht. Es kam ein großer Dampfer auf sie zu und der Kapitän des Dampfers tutete dauernd, anstatt auszuweichen. Das ließ sich meine Freundin nicht gefallen. Der Kapitän konnte doch sehen, daß Regatta gefeiert wurde, und noch dazu mit Damen an der Pinne. Aber Männer wollen immer auf längst überholte Rechte, wie in den grauesten Vorzeiten. Meine Freundin hatte Schmeiß. Ihre Besatzung konnte schreien, sich die Haare raufen und kommandieren so viel sie wollte, die Kapitänin wankte nicht von ihrer Richtung. Sie lenkte ihr Fahrzeug mader und todesmutig unter den Bauch des auferdringlichen Riesen, — bis eben ihr Bräutigam die geschilderte Taktlosigkeit beging, ihr das Steuer aus der Hand zu reißen und sie dadurch so viel „verkehrt“ mußte, daß sie keinen Preis machte.

Und hinterher (von der Beobachtungskassette aus wurde es festgestellt, auch unfein, Damen gegenüber) gebrauchte der Mann noch die kindliche Ausrede, daß er nur das Härdchen seiner Braut streicheln wollte. — So was ist nun mit meiner Freundin nicht zu machen. „Ich hatte Megered. Wo bleibt eure Logik? — Leb wohl für immer, geh an den Wind mit wem du willst.“ — mit diesen Worten, ruhig und bewußt gesprochen, verließ meine Freundin die reichliche Kaffeetafel. Ich hätte genau so gehandelt.

Der Damenstart war enorm und so pünktlich! Das mußten selbst jene Herren zugeben, deren „Rahn“ noch von seinem weiblichen Segelschuh betreten wurde. Ausgerechnet der Start sollte nicht klappen, wo doch das ganze weibliche Dasein ein einziger Start ist!

Durch die heftischen, unsachlichen und durchaus verwirrenden Zwischenrufe der Herren kamen natürlich ganz andere Siege heraus, als sie vorgesehen waren. Immer bekam gerade die andere, was für die „andere“ gepakt hätte. Und die, für die die Preise eigentlich bestimmt waren, gingen leer aus.

Dann wollten die Herren ritterlich sein, immer sind sie's an der verkehrten Stelle, indem sie allen Teilnehmerinnen an der Regatta Pralinen dedicierten. Da waren nun die echten Siegerinnen mit Recht wieder beleidigt. Ein Protest jagte den anderen.

Es gingen drei Verlobungen auseinander, zwei Ehescheidungen sind in die „Megered“ geleitet und die Damen untereinander sind durchweg verfeindet; was nach sich zieht, daß auch die Männer nicht mehr befreundet sein dürfen. Aber das ist nicht das schlimmste. Einschneidend ist die Damenregatta für die Herren.

Wir Frauen sind dahinter gekommen, daß wir ja auch allein segeln können. Nächstes Jahr gründen wir einen Klub und machen unsere Regatten für uns. Wenn die Herren glauben, sie könnten uns durch falsche Zurufe irritieren, bleiben sie zu Haus. Sehr einfach. Gerade beim Segelsport, wo es durchaus auf blühartiges Handeln ankommt, auf schärfstes Erfassen der Sachlage, kann die Frau, wendbar wie sie von Natur ist, wohl kaum von dem schwerfällig denkenden Mann übertroffen werden. Wir werden den Herren schon zeigen, woher der Wind weht.

Am Victoria Nyanja.

Von Dr. Otto Graak.

Die Wasutuma waren in Verzweiflung. Bis zum großen See hinauf dehnten sich die in zitternder Glut verbrannten Halben — die Feldfrucht verglühte, die Haustiere fielen entkräftet, eine schwarze Riesenschlange lastete auf dem Land. Wer trug die Schuld? Jeder wußte, daß der Stammesgott seine Pflicht, endlich Regen zu senden, nicht erfüllt hatte und deshalb der wohlberechtigten Zerstörung anheimgefallen war. Aber mochte diese Tat der Empörung noch so begreiflich sein, die armen Neger hatten sich doch selbst geschadet — nun besaßen sie keinen Gott mehr. Eine unauslöschliche Schande vor den Nachbarvölkern und eine gefährliche Lage, wer sollte jetzt Regen bringen? Es gab heftige Palaver. Endlich saßen

In einer samtigen Nacht auf dem Dorfplatz die Ältesten der Gemeinschaft zur entscheidenden Beratung beisammen, während der Feuerschein rothleuchtige Lichter über die ausgemergelten Gestalten der Schwarzen warf. Ein Raubzug gegen den Nachbarstamm wurde beschlossen, wennaleich man dem Zug den Namen eines Kriegszuges gab. Die jenseits der Dorfgemarkung waren glückliche Besitzer eines Götzen, der stets rechtzeitig und ergiebig Regen gesendet hatte. Doch ehe die Beratungsflammen niederfielen, stand zwischen den Älten, auf einen weißen Stab gestützt, wie eine Gespenstererscheinung eine unheimlich lange Figur. Dieses skelettartige Gebilde zeigte einen völlig haarlosen Kopf und ein winziges Gesicht, dessen braun-schwarze Farbe nicht unterscheiden ließ, ob es Runzeln oder Schmutzfurchen durchzog. Es war ein Bote, den die Volksgenossen jenseits des Hügelgeländes zu den Wasutuma entsandt hatten, um ihnen freiwillig den eigenen Stammesgott anzubieten. Man hatte auf der Gegenseite schon von den Absichten der Wasutuma mitbekommen. Diese sahen betroffen auf den Heilsvorkünder, dessen weitgeöffneter Mund mit den bedrohlichen zwei Eckzähnen etwas Unbegreifliches kundgab. Welcher Stamm gab ohne Zwang keinen Gott her?

Das Rätsel löste sich. Die Wangamwesi, denen der Bote zugehört, hatten beschlossen, sich andere Wohnsitze zu suchen. Da konnten sie ihren alten Gott, so tüchtig er sich erwiesen hatte, nicht brauchen, mußten vielmehr erst sehen, welchen Gott sie sich für die neuen Wohnorte schaffen konnten. Der bisherige hatte sich die Wegbringung auch nicht gefallen lassen, sondern sicherlich sich gegen diese Zumutung durch Weigerung jeder Hilfe gewehrt. So war beiden Teilen geholfen und der Kriegszug überflüssig geworden.

Unter donnerndem Losen der großen Kriegstrommel holte die ganze Dorfgemeinschaft andern Tags den fremden Götzen heim, der mit vergnügt-verzerrtem Holzgesicht von hoher Stange die neuen Untertanen betrachtete. Dort, wo der Eucalyptusstreif den Wald besäumte, thronte der uralte Baum, der auch den Regierungssitz des abgesehten Gottes gebildet hatte. Mit Feierlichkeit wurde der neue Hirte der Gemeinde am groben wagerechten Ast befestigt und am Fuß des Riesen ein loderndes Freuden- und Verehrungsfeuer entzündet. Nachdem der weihenvolle Begrüßungstanz des greisen Wotimmu, des Schamanen des Stammes, beendet war, begann das Festmahl, bei welchem der Gott mit Nahrung vergessen wurde. Im Gegenteil legte man ihm die saftigsten Fleischstücke vor. Nach Stunden — denn selbst ein Negermagen hat keine unbegrenzte Aufnahmefähigkeit — stolperten, vom überreichen Mahl beschwert, die Teilnehmer der Festlichkeit, bei der ausnahmsweise auch die Weiblichkeit sich beteiligen durfte, mühsam an den Baum, um dem göttlichen Stammesherrn ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Aber diesen Dankzug unterbrach ein Schredensschrei: war es, daß die Gottheit allzu mangelhaft befestigt war, oder hatten die Flammenzungen zu hoch gelobt — genug, das Götterbild stürzte in das hochprasselnde Feuer. Die Versuche, das kostbare Gut zu retten, trugen den schwarzen Helden außer tüchtigen Kopfzusammenstoßen lediglich Brandwunden ein, während der flammenumlechte Gott in der Tiefe des mächtigen Feuerherdes der Bemühung seiner Getreuen feixend zu spotten schien. Da sprang der blatternarbengezeichnete Zauberer des Stammes, Wotimmu, vor und schenkte mit wedelnden Armen die Aufgeregten in die Hütten zurück, damit ihnen der sterbende Gott nicht aus Rache ein Unheil zufüge. Die furchtbelebenden Schwarzen verhielten sich tagelang sitzend und kauend in den Behausungen — nur dämpfe Klagerufe quollen heraus. Nun war das Unheil besiegelt. Aber wieder war es der Zauberer, der Trost und Rat schuf. Was war einfacher und besser, als daß die Dorfinjassen allmählich die erkaltete Asche des gottesdienstlichen Feuers verzehrten? Hatte sich doch die Asche des Heiligtums mit den Feuerresten vermischt — und ging nicht auf diese Weise der Gott in seiner Wesenheit in seine Gläubigen ein? Und ein Gewimmel der schnigen Gestalten drängte sich um die alte Brandstätte — jeder voll Verehrung, der köstlichen Speise sich zu versichern.

Gähmend, so daß das Raubtiergebiß weit klaffte, betrat der alte Zauberer des nächsten Abends seine Hütte und grüßte, als der Mond mit goldenen Fingern über sein Lager und die auf demselben ruhende, allerdings angeholzte Figur des Gottes strich. Ja, nicht umsonst war er den stumpfen Volksgenossen überlegen. Keiner hatte im Wirwar des Schredens beobachtet, daß Wotimmu mit schnellem Fußstoch den Gott aus dem Feuerbereich in das dunkle Unterholz geschleubert hatte, von wo er ihn in der Nachstille hervorholte. Was war er doch für ein mächtiger Mann! War sein Ansehen bisher schon groß — so besah er nun einen Gott ganz allein für sich, der nicht schwer vor den Dorfbewohnern zu verbergen war. Und beide, der Zauberer und der Gott, grinsten einander verstehend an.

„Sie meint es ja so gut“.

Von Elisabeth Thommen.

Alfred spricht durchs Telephon: „Nein, bitte, liebe Freundin, seien Sie nicht böse, aber ich kann nicht, ich kann einfach nicht. — Wie? nur ein kleines Essen? Nicht viel Leute? — Ganz gleichgültig, es ist mir unmöglich. Mir ist nicht gut. — Ja, nicht gut! Gestern war ich doch bei Ihrer Bekannten eingeladen. Ja, bei Mimi! Sie wissen doch, wie es dort zugeht? Nein, nicht? Sie will Ihnen rasch erzählen... Nachher muß ich mich wieder hinlegen. Ich bin total...“

„Also, ich war bei ihr zum Nachtessen. Es ist ja sonst so hübsch dort, und sie meint es so gut... Sie schöpft mir die Suppe. — Bitte, nicht viel, ich esse sehr wenig“, bemerke ich. „Doch, doch“, sagt sie eifrig, „Sie müssen Suppe essen. Suppe ist gesund. Und es hat so keine Trüffeln drin!“ Und sie füllt den Teller bis zum Rand...“

Sie meint es ja so gut, denke ich, und löfle die Suppe ergeben aus. Aber mein Appetit ist schon beinahe gestillt, meine Stimmung beeinträchtigt. Kommt der Fleischgaun. „Bitte, nur ein Stück. Ich esse selten Fleisch!“ — „Was, wenig Fleisch — wo ich doch den Braten mit so feinem Sped gepöckelt habe. Nein, nein, diese zwei kleinen Stücklein müssen Sie nehmen — sehen Sie, es ist ja nicht der Mühe wert!“ Und sie bekränzt meinen Teller mit zwei ungeheuren Fleischschnitten, die zu verschlingen einem Raubtier sicher ein Vergnügen wären. Aber wer die Schlachthäuser in Chicago gesehen hat — nun ja!

Sie meint es ja so gut, denke ich, mich selber beruhigend, und strenge mein Gebiß an, um das Fleisch, die Kartoffeln, das Gemüse zu vertilgen.

Mein Weinglas ist zur Hälfte geleert. Sie will mir einschenken. „Bitte, lieber etwas Wasser, wenn ich Wein trinke, fühle ich mich morgens nicht frisch zur Arbeit, mein Magen...“ Aber sie lacht: „Wo ich doch extra eine Flasche Boeujolais aus dem Keller holte! Ein rechter Mann kann einen rechten Schluck vertragen.“

Und sie füllt mein Glas, und ich denke: „Sie meint es ja so gut, aber es ist ein böser Wein, den ich da trinke, und kaum kann ich mich mehr bezähmen.“

Lassen Sie mich schweigen von allen übrigen Gängen. Ich bin halbtot vor Essen und Ärger, fühle mich total vergewaltigt, in jeder Beziehung unfrei, beherrscht von der unüberwindlichen Machtphäre einer Hausfrau...“

Sie meint es ja so gut, sie meint es ja so gut, rede ich mir ständig zu.

Später serviert man Kaffee. Ich liebe Kaffee am meisten, wenn er kalt ist. So lasse ich meine Tasse stehen. Wie ich mich freue, sobald er gekühlt ist, den beruhigenden Trunk hinunterschlucken! Aber da naht die Entsetzliche schon wieder mit der Kaffeetanne. „Gott, Ihr Kaffee ist ja ganz kalt.“ Schwacher Einwand meinerseits: „Ich trinke Kaffee am liebsten kalt, bitte keinen neuen.“ — „Wie, kalt? Nein, nein, das gibt es nicht bei mir, daß Sie so schlechten Kaffee trinken müssen, in gar keinem Fall.“ Und schon schenkt sie mir glühendheißen ein.

Sie meint es ja so gut, sie meint es ja...“

Nein, zum Donner, sage ich mir plötzlich, sie meint es nicht gut. Beseidigende Worte möchten sich aus meinem Mund stürzen. Aber da sehe ich mir gegenüber die hilflosen Augen meines Freundes K. Ihm zuliebe hämmere ich mir noch einmal das Sprüchlein ein: Sie meint es ja so gut, sie meint es ja so gut! Wie eine Couische Beschwörungsformel wiederhole ich es, ein-, zwei-, viermal, bis es wirkt, bis ich mich scheinbar gelassen erheben und mich verabschieden kann. Ich habe noch eine Sitzung, sage ich, und mache es durch meine ruhige Sicherheit möglich, trotz allen Protesten der betrübten Hausfrau bis in den Korridor zu gelangen. Dort eine letzte Attacke. „Gott, es regnet, Sie müssen einen Schirm mitnehmen.“ — „Nein, es ist nicht nötig, ich habe einen federleichten und undurchdringlichen Mantel an.“ — „Doch, doch, doch! Sie müssen einen Schirm haben. Unbedinat! Sie könnten sich erkälten. Nein, ohne Schirm lasse ich Sie keinesfalls weg von mir.“

Und sie hängt mir einen Seidenen an den Arm.

Mein Mund dankt, meine Gedanken fluchen. Sie wissen ja, wie herrlich unbeschwert ich fluchen kann? Den Schirm stelle ich unten im Gang in eine Ecke.

Meint es ja so gut, meint es ja so gut, höhnte ich mich selber. Ach ja, schweigen Sie, ich weiß ja schon, Mimi ist die lebenswürdigste Frau, die es gibt. Aber das nützt mir im Augenblick sehr wenig. Ich habe fürchterlich Magenweh. Ich muß nun wirklich abbrechen. Also, leben Sie wohl. Ein andermal gern. Aber bloß, wenn Sie es nicht so gut mit mir meinen wie Mimi...“